

SPIEGEL
ONLINE
Bestseller

Corina
Bomann

Die
FRAUEN
vom
LÖWENHOF

AGNETAS
ERBE


ulstein

leuchtend blauen Augen und steifer Uniform schaute er den Betrachter an, selbstbewusst und sicher sehr anziehend für die Damen, denen er damals begegnet war.

Unwillkürlich nickte ich meinem ruhmvollen Ahnen zu, dann schloss ich dichter zu Bruns auf. Dessen Schritte waren auf dem Teppich kaum zu vernehmen. Würdevoll wie zu einem Ball ging er voran.

Ich wunderte mich über mich selbst, dass ich das bemerkte. Ich war hier aufgewachsen, ich kannte jeden Winkel, und dennoch staunte ich immer wieder, wenn ich nach längerer Zeit herkam.

An der Zimmertür meines Vaters machten wir halt. Meine Mutter verfügte ebenfalls über ein eigenes Gemach. Das eigentliche eheliche Schlafzimmer wurde von beiden nur noch selten benutzt. Ich konnte mich entsinnen, dass ich mit vier oder fünf Jahren öfter in das Bett meiner Eltern gekrochen war, doch damit war dann plötzlich Schluss. Später erst verstand ich, dass ich nicht mehr in den Raum durfte, weil er unbenutzt blieb.

Bruns klopfte, und als keine Antwort ertönte, öffnete er einfach die Tür. Das erschien mir seltsam, denn normalerweise wartete er, bis der Gutsherr sich äußerte. Aber vielleicht schlief mein Vater gerade, und vielleicht hatte ich die Stimme meiner Mutter nur nicht gehört.

Als ich das Zimmer betrat, erstarrte ich. Meine Mutter war nicht zugegen. Nur mein Vater lag auf dem Bett, gekleidet in seinen besten Frack. Sein Gesicht war bleich und sah aus, als hätte man es mit einer weißen Paste bestrichen. Es erinnerte mich auf schreckliche Weise an das Make-up eines Clowns, den ich in einem Zirkus gesehen hatte.

Mir blieb die Luft weg, und ich taumelte zurück. Die Brust meines Vaters war still, seine Hände lagen schwer und leblos auf ihr.

»Gnädiges Fräulein, setzen Sie sich«, sagte Bruns und schob einen Hocker hinter mich. Einen Moment lang war ich versucht, mich fallen zu lassen. Doch dann wirbelte ich herum und starrte den Kammerdiener fassungslos an. Wessen Idee war das hier gewesen? Ganz sicher nicht seine!

»Bruns«, stammelte ich. »Was soll das? Warum haben Sie mich nicht gewarnt?«

Brennender Hass stieg in mir auf. Mein Vater war tot. Und niemand hatte mich darauf vorbereitet. Niemand hatte versucht, es mir schonend zu erklären. Der Kammerdiener hatte mich einfach hergebracht unter dem Vorwand, meine Mutter wäre hier. Das Gesicht des Mannes wurde zuerst feuerrot, dann bleich und dann wieder rot.

»Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich dachte ...«

»Lügen Sie mich nicht an!«, fauchte ich. »Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass mein Vater verstorben ist?«

Der Kammerdiener schnappte nach Luft und blickte sich hilflos um.

»Es war meine Anweisung«, sagte eine Stimme hinter ihm. Im nächsten Augenblick sah ich sie. Bleich und schlicht in Schwarz gekleidet.

Mutter! Ich begann am ganzen Leib zu zittern. Tränen schossen mir in die Augen.

»Ich wusste nicht, dass du jetzt schon kommst, deshalb habe ich mir erlaubt, mich zu entfernen.« Ihre Stimme verriet keinerlei Gefühl.

Meine Sicht verschwamm, und in meinen Ohren dröhnte mein Puls. Wie konnte meine Mutter so grausam sein? Wie konnte sie mir so etwas antun? Ich wäre am liebsten rausgelaufen, doch meine Beine versagten mir ihren Dienst. Bruns fing mich rechtzeitig auf und bugsierte mich auf den Hocker. Sobald ich dazu in der Lage war, schlug ich seine Hand weg. Bruns zuckte zusammen. Mit solch einer Reaktion hatte er nicht gerechnet.

»Sie können gehen, Bruns«, schnappte ich, worauf er sich verneigte und den Raum verließ.

Wie eine zerbrochene Puppe saß ich da, den Blick auf meinen Vater gerichtet, die leere Hülle, die von dem einstmaligen stolzen und starken Mann geblieben war. Der Hass auf meine Mutter und die Wut auf den Kammerdiener, der mich von klein auf kannte und nicht den Schneid besessen hatte, mich zu warnen – auch wenn er damit gegen einen Befehl seiner Herrin verstoßen hätte –, wüteten in mir und schwächten mich gleichzeitig.

»Wie ich dir schrieb, hat es einen Unfall gegeben. Im großen Stall ist ein Feuer ausgebrochen. Dein Vater und dein Bruder haben versucht, die Pferde in Sicherheit zu bringen. Dabei stürzte das Scheunendach über ihnen ein.«

Ich regte mich nicht. Die Worte meiner Mutter waren wie eisige Wassertropfen, die auf fiebrige Haut fielen: Sie linderten nicht, sie schmerzten nur.

Ich hätte sie am liebsten angeschrien und sie gefragt, was ich getan hatte, um sie zu solch einer Niedertracht zu veranlassen. Mich nicht in Empfang zu nehmen, um mir zu sagen, dass mein Vater tot war, mich nicht zu trösten und nicht zu warten, bis ich mich beruhigt hatte, bevor ich vor den Aufgebahrten geführt wurde, war das Schlimmste, was ich je erlebt hatte. Das Schlimmste, was sie mir je angetan hatte.

»Dein Bruder ist noch im Krankenhaus, die Ärzte bemühen sich um ihn«, fuhr sie fort, ohne einen Hauch von Anteilnahme erkennen zu lassen. So, als sei Hendrik nicht ihr Sohn. Hatte der Tod meines Vaters sie um den Verstand gebracht?

Mein Bruder lebte. Das erleichterte mich ein wenig, allerdings war ich immer noch zu betäubt und schockiert, um eine Regung zu zeigen.

Ich starrte auf Vater. Er war tot. Tot. Das Wort hämmerte in meinem Verstand und ließ schließlich etwas in meinem Innersten zerreißen. Doch dem Schmerz würde ich mich in diesem Haus erst hingeben können, wenn ich ungestört war.

Es waren keine Tränen der Trauer, die mir in die Augen schossen.

Ich sprang auf und sah meine Mutter an. Sie war schon in meinen Kindertagen nicht viel mehr als eine Eiskönigin gewesen, deren Liebe man vergeblich zu erringen versuchte. Doch jetzt war sie zur bösen Hexe geworden. Ich wünschte, sie wäre in die Scheune gelaufen, als das brennende Dach herunterkam.

Meine Augen brannten vor Zorn.

»Warum hast du es mir nicht gesagt?«, fauchte ich. »Warum hast du mich in dieses Zimmer bringen lassen, ohne jegliche Vorwarnung?«

Die Miene von Stella Lejongård regte sich kein Stück. Meine Mutter war immer kühl und kontrolliert, aber in diesem Moment des Verlustes verstand ich sie noch weniger als sonst.

»Ich hätte dich unterwegs nicht erreichen können«, erwiderte sie nüchtern, als würde sie eine Einkaufsliste übermitteln. »Dein Vater war noch am Leben, als ich dir telegraphierte.«

Das mochte stimmen, aber nichts rechtfertigte, dass mich Bruns ohne ein Wort zu sagen in ein Totenzimmer führte. »Du hättest mir entgegenkommen müssen«, gab ich zurück. Jetzt stiegen die Tränen doch in mir auf und setzten sich in meiner Kehle fest. »Du hättest mich wenigstens durch August oder Bruns warnen lassen können.«

Die Tränen erreichten meine Augen und verschleierten meinen Blick. Das zornige Brennen in meiner Brust wurde zu einem kaum erträglichen Schmerz. Mein Vater war tot. Umgekommen durch die Wunden, die der Brand geschlagen hatte.

»Du hättest mich in Empfang nehmen müssen!«, wiederholte ich. »Du hättest es mir sagen müssen, bevor ich ihn sah! Was für eine Mutter bist du?«

Die Vorwürfe schienen an meiner Mutter abzuprallen. Sie zuckte nicht einmal zusammen, als ich sie ihr entgegenschleuderte. Sie stand nur schweigend da, als müsste sie sich eine Antwort zusammenreimen. Dann blickte sie mich an, jedenfalls glaubte ich das durch den Tränenschleier zu erkennen.

»Und was für eine Tochter bist du?«, fragte sie kühl. »Du hast dich schon lange nicht mehr um die Familie gekümmert! Du wolltest deinen eigenen Kopf durchsetzen.«

Diese Worte ließen die Trauer in mir wieder in Wut umschlagen.

»Also ist das meine Schuld?« Ich riss den Arm hoch und deutete auf Vater. Meine Stimme überschlug sich. Wahrscheinlich hörten es sogar noch die Mädchen oben in ihren Quartieren. »Nur weil ich meinen eigenen Weg gehen wollte? Wir sind im

zwanzigsten Jahrhundert, Mutter, nicht mehr im Mittelalter. Ein Stall gerät nicht in Brand, wenn eine Tochter nicht den Vorstellungen ihrer Eltern entspricht!«

Warum musste sie damit anfangen? Warum die gleichen Vorhaltungen wie immer, auch jetzt, im Angesicht des Verlustes?

»Dein Vater hat gehofft, dass du zur Vernunft kommen würdest! Er hat noch auf dem Sterbebett auf dich gewartet und gefragt, wann du eintreffen würdest.«

Erschüttert starrte ich meine Mutter an. Wie konnte sie nur! Jetzt erst spürte ich den Schock, den mir der Anblick des Verstorbenen versetzt hatte. Übelkeit stieg in mir auf, und mühsam rang ich nach Luft. Meine Knie und Hände zitterten.

»Ich bin losgefahren, sobald ich das Telegramm erhalten hatte!«, presste ich hervor, während die Tränen mich würgten. Jetzt verstand ich, worauf sie hinauswollte und was sie damit bezweckt hatte, mich mit meinem toten Vater zu konfrontieren. Das war in ihren Augen wohl eine angemessene Strafe dafür, dass ich mich von der Familie befreit hatte.

»Wärst du nicht in Stockholm gewesen, hättest du keinen langen Weg gehabt. Du hättest bei ihm sein können.«

Ihre Stimme klang fest. Der Tod meines Vaters war für sie nur ein Grund, mir die Hölle heißzumachen.

Auf einmal wurde mir der Raum zu eng. Ich ertrug es nicht mehr, hier zu sein, bei meiner Mutter, die die Luft mit ihren Vorwürfen verpestete. Am liebsten hätte ich gegen etwas geschlagen, aber meine Arme fühlten sich so kraftlos an, und mein Herz schmerzte vor Trauer und Wut.

Vielleicht tat ich damit genau das, was ich früher getan hatte, aber um nicht vor ihr zusammenzubrechen, stürmte ich aus dem Raum. Dass Bruns neben der Tür stand und unseren Streit mitverfolgt hatte, kümmerte mich dabei nicht. Ich musste an einen Ort, der mir Ruhe gab, um zu weinen.

Ich rannte die Empore entlang und bog in den Gang ein, der zu den Kinderzimmern führte. Früher war ich in Hendriks Zimmer gelaufen, um bei ihm Schutz zu suchen. Auch er hatte nicht verstanden, dass ich meinen eigenen Weg gehen wollte, aber er unterstützte mich zumindest.

Doch er war nicht da. So stürzte ich in mein Zimmer, warf mich auf mein Bett und weinte wie schon lange nicht mehr.

3. Kapitel

Am Morgen erwachte ich in dem festen Glauben, dass der vergangene Tag nur ein Traum gewesen sei. Einer von der Sorte, die einen glauben ließ, dass das, was man erlebt hatte, Wirklichkeit war. Solche Träume hatte ich hin und wieder. Michael meinte, das käme davon, dass ich zu viel nachdachte. Er hatte mir geraten, diese Träume aus mir herauszuwaschen, indem ich malte.

Aber wie sollte ich den Tod meines Vaters malen?

Während diese Frage noch durch meinen Verstand zog, begriff ich langsam, dass ich nicht geträumt hatte. Alles war real gewesen. Ich befand mich nicht mehr in dem zugigen Erdgeschosszimmer in Stockholms Universitätsviertel. Die Fenster waren hoch, und das Sonnenlicht, das durch die klaren Scheiben fiel, strömte warm über mein Gesicht. Auch der Geruch war anders. Statt Terpentin und Firnis schwebte ein Schleier aus Lavendel und Rose im Raum. Zuhause. Der Ort, von dem ich weggelaufen war.

Ich lag in meinem Bett, in den Kleidern, die ich bei meiner Reise getragen hatte. Michael war nicht bei mir. Wie gern hätte ich ihn jetzt in meine Arme gezogen und seine Wärme gespürt! Als ich mich aufrichtete, blickte ich nicht auf leere Staffeleien und verhüllte Leinwände. Ich sah den Kamin mit den uralten Bildern, den Schrank, in dem meine Ballkleider schlummerten, und die schweren Vorhänge, die nicht verschlossen waren. Die Bettdecke unter mir roch ein wenig muffig. Niemand hatte das Zimmer vorbereitet. Es wirkte kalt und klamm und ungastlich. Aber länger als bis zur Beerdigung meines Vaters würde ich ohnehin nicht bleiben.

Stöhnend versuchte ich, meine Gliedmaßen wieder in die richtige Position zu bringen. Auf dem Bauch zu schlafen bekam mir nicht, danach schmerzte mein Rücken immer ganz furchtbar.

Ich hatte gerade mein zerzaustes Haar gelöst, als es an der Tür klopfte. Ich blickte überrascht auf, dann fiel mir wieder ein, dass man in diesem Haus niemals wirklich